

Sport ohne Körper – Exemplifikation philosophischer Perspektiven

Peter Remmers

„Sport ohne Körper“ – das klingt ziemlich paradox, etwa so wie Denken ohne Geist oder Bewegung ohne Raum. Wie soll jemand ohne Körpereinsatz Sport treiben? Ist nicht die körperliche Betätigung eine wesentliche Eigenschaft von Sport? Natürlich gibt es im Sport noch andere Aspekte neben dem Bezug auf den Körper, wie etwa der Spiel- und Wettkampfcharakter, die Regeln und die damit verbundene Fairness, die Organisation in Gemeinschaften und Verbänden. Aber wenn man den Körper aus diesem ganzen Zusammenhang herausnimmt, dann wäre das, was übrig bliebe doch vermutlich kein Sport mehr. Also wäre der Körper notwendiger Bestandteil von Sport.

Auf der anderen Seite gibt es allerdings auch einige sportliche Grenzfälle, die mit dem Körper nicht so wesentlich verbunden zu sein scheinen. Allseits bekannt sind die Beispiele Schach und Bridge, die ja offenbar auch völlig ohne Körpereinsatz und theoretisch sogar nur in Gedanken gespielt werden können; neuer sind die sogenannten *e-sports*, also Sportarten, die am Computer gespielt werden, und insofern keinen nennenswerten Körperbezug enthalten (lediglich virtuell). Auch die jährlich stattfindende Weltmeisterschaft im Roboterfußball wäre hier zu nennen – dort kommen zumindest keine menschlichen Körper zum Einsatz.

Definitionsversuchen mit allzu strengen Absichten mögen diese Ausnahmen in die Quere kommen, aber darin muss nicht unbedingt ein ernstes Problem gesehen werden. Wozu sollen notwendige Kriterien oder wesentliche Eigenschaften des Sports nützlich sein – was man hier oder da dazu zählt und was man ausschließt hängt eben auch von historischen Kontexten, gesellschaftlichen Vorlieben und regionalen Traditionen ab und sollte niemanden in theoretische Schwierigkeiten verstricken (geschweige denn philosophische Kopfschmerzen bereiten).

Dann aber gibt es gelegentlich auch ungewöhnliche Standpunkte, wie man sie z. B. am 27. Juli 2009 in der taz nachlesen konnte: Unter der Überschrift „Sport ohne Körper“ wurde der Diskuswerfer Robert Harting zitiert, der da sagte: „Im Sport ist 90 Prozent mental, der Rest ist Kopfsache.“ Die taz meinte dazu recht ungläubig: „Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet ein Wurf spezialist seine Tätigkeit so unabhängig von seiner körperlichen Konstitution definieren kann.“ Hier wird es nun tatsächlich interessant: Harting bezog sich ja mit seiner Aussage offensichtlich nicht auf Außenseiter-Sportarten, die offenbar wenig oder gar keinen Körpereinsatz fordern, sondern auf seine eigene Disziplin, den Diskuswurf – ohne Körper geht da doch wohl gar nichts.

Sicherlich lässt sich Hartings provokante Äußerung leicht deuten, will er doch offenbar gerade die im

Hochleistungssport sehr wichtigen mentalen Eigenschaften wie Konzentration, Disziplin, Timing, Spontaneität, Ausgeglichenheit und Motivation mehr in den Vordergrund stellen – oder sogar für wesentlich erklären. Man mag ihm da bedenkenlos zustimmen – diese Eigenschaften sind offensichtlich notwendig zur Erzielung bestimmter Leistungen im Sport. Ebenso spielen auch angesammeltes Wissen sowie diverse Formen von Intelligenz eine wichtige Rolle, z. B. um einen ausgeklügelten Trainingsplan zu erstellen und effizient und möglichst fehlerlos die entsprechenden Leistungen zu erzielen.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und über die im engeren Sinne persönlichen Eigenschaften des einzelnen Sportlers hinausgehen: sicherlich kann sich kein Leistungssportler allein auf sich selbst verlassen. Die Arbeit im Team, in entsprechenden Organisationen und mit verschiedenerlei Unterstützung von anderen Personen ist unabdingbar für jeden sportlichen Erfolg. Sport ist immer auch eine soziale Tätigkeit und geht insofern deutlich über das Mentale hinaus.

Und schließlich spielen auch im weitesten Sinne die gesellschaftlichen Kontexte mit, in denen Sport betrieben wird. Die Mittel zur Ausübung des Sports müssen vorhanden sein; wer Sport treiben will, muss genug Zeit und Energie dazu haben, die Ausübung darf nicht verboten sein etc. Diese und andere Voraussetzungen bilden die gesellschaftlich-politischen Komponenten des Phänomens Sport und bilden den Rahmen, in dem Sport als Körperbetätigung erst stattfinden kann.

Bekommt man dieses komplexe Netzwerk von notwendigen Bedingungen und begünstigenden Faktoren in den Blick, dann erscheint der Körper im Sport als kleiner Bestandteil eines großen Ganzen, der zwar gewissermaßen „am Ende“ des ganzen Zusammenspiels steht, aber viel von der Bedeutung verliert, die er bei einer unmittelbaren Betrachtung zu haben scheint.

Noch in einer anderen Hinsicht kann der Körperbezug von Sport relativiert werden: Bei Sportereignissen, bei denen viele Leute zuschauen, sei es im Stadion, am Pistenrand oder im Fernsehen, bietet es sich an, das Gesamtphänomen aus einer umfassenderen Perspektive aufzufassen. Sport ist dann nicht mehr nur das, was beim einzelnen Sportler oder Team stattfindet, sondern der Gesamtzusammenhang, der gewissermaßen „zwischen“ Sportler und Publikum steht. Analog zu dem kunstphilosophischen Ansatz, nach dem Kunst weder allein im Kunstwerk aufgeht, noch in dem, was sozusagen im Geiste des Rezipienten vor sich geht, sondern stattdessen als Prozess aufgefasst wird – im Falle des Sports hätte dieser Ansatz zur Konsequenz, dass der Körper des Sporttreibenden an sich bedeutungslos bliebe und erst im Zusammenhang des Sportereignisses seinen Sinn erhielte.

Schließlich gibt es zudem die Tradition der leibphänomenologischen Perspektive, die anstatt eines eng gefassten Körperkonzepts den umfassenderen phänomenologischen Begriff des *Leibes* in den Vordergrund der Sportbetrachtung stellt. Hier geht es darum, sportliche Leib-Erfahrungen zu explizieren und verständlich zu machen, und zwar jenseits des Dualismus von Körper und Mentalem,

sondern vielmehr in einer phänomenologisch vorgelagerten Erfahrungsdimension, die begriffliche Verengungen einer dualistischen Kategorisierung zu vermeiden sucht. Der Ausspruch „Sport ohne Körper“ würde in diesem Sinne zur Schlagzeile „Sport ohne Körper, weil als Leib-Erfahrung“ erweitert werden.

Trotz all dieser philosophisch angereicherten Perspektiven bleibt es fragwürdig, was man mit der extrem anmutenden Formulierung „Sport ohne Körper“ überhaupt anfangen soll, denn in keinem der bisher angesprochenen Fälle ist der Körper im eigentlichen Sinne aus dem Sportkontext „eliminiert“. Selbst der phänomenologische Ansatz negiert den Körper nicht, sondern inkorporiert ihn vielmehr als dem Leib verwandt. Liest man den oben zitierten taz-Artikel aber weiter wird klar, worauf die titelgebende Formulierung eigentlich hinaus will: Es geht um Doping. Mit Polemik und Ironie wird Robert Hartings eindeutige Bevorzugung des Mentalen vor dem Körperlichen zu einer fehlgeleiteten Ausrede-Strategie umgedeutet: Denn die Behauptung, Sport wäre etwas rein Mentales, habe laut taz-Autor Johannes Kopp „etwas Verführerisches.“ Und weiter: „Wäre sie justiziabel, würde ihr die deutsche Eisschnelllauflegende Claudia Pechstein gewiss hundertprozentig zustimmen wollen. Denn ihr Körper, genauer dessen ungewöhnliche Blutwerte, hat sie zuletzt sehr in Bedrängnis gebracht. Die Indizien deuten auf Blutdoping hin, weshalb der Weltverband (ISU) sie für zwei Jahre sperrte.“

Das ist keine besonders wohlwollende Deutung der paradoxen Formel. Man fragt sich: Inszenieren sich Sportprofis hier als Amateurphilosophen, um von ihren unfairen Körpermanipulationen per Doping abzulenken? Wird hier eine fabulierende Flucht ins Paradoxe von der taz öffentlich bloßgestellt?

Wenn man sich nun die Rolle des Körpers in der Sport- und Dopingthematik genauer anschaut, finden sich interessante Hintergründe. Aus Sicht der Vertreter eines strikten Dopingverbots ist der Körper *das* Hauptkriterium sportlicher Vergleichbarkeit und bildet daher wiederum eine Voraussetzung für Fairness im Wettkampf; nur wenn die Körper sich in allen ihren Parametern im Normbereich befinden, kann überhaupt von gleichen Chancen oder Fairness gesprochen werden. Andersherum ausgedrückt: kein Unterschied zwischen den Sporttreibenden, der jenseits des Körpers liegt, rechtfertigt eine Ungleichbehandlung. So werden auf der Grundlage der Ähnlichkeit von Körpern Kategorien entwickelt, innerhalb denen ein fairer Wettkampf für möglich erachtet wird: Männer treten nur gegen Männer, Frauen nur gegen Frauen an; neben dem jugendlichen und dem reifen Körper kennt man mannigfaltige Gewichtsgrenzen zwischen Superschwergewicht übers Federgewicht bis hin zum Minifliegengewicht.

In dieser zentralen Rolle des Körpers sind mehrere Voraussetzungen enthalten, deren Probleme u.a. in der Doping-Debatte besonders deutlich werden:

1. Annahme: Es gibt eine Normalität körperlicher Eigenschaften, die seiner natürlichen und reinen

Verfassung entspricht.

Natürlichkeit und Normalität sind traditionelle Problembegriffe der Philosophie. Sie sind Gegenstände der Debatten um Essentialismus und Relativismus, Naturalismus und Kulturalismus, Rationalismus und Konventionalismus. Eine Festlegung auf einen Sinn von Natürlichkeit oder ein Kriterium der Normalität läuft zwangsläufig auf ein Abwägen zwischen Vor- und Nachteilen hinaus, oder zwischen Praktikabilität und Idealzustand. Von solchen Schwierigkeiten bleibt natürlich auch der Körper im Sport nicht verschont.

2. Annahme: Die Kategorisierungen körperlicher Unterschiede ermöglichen ausreichend klare Abgrenzungen.

An der Unterscheidung der Geschlechter ist die Problematik dieser Annahme bereits besonders deutlich geworden. Daneben gibt es auch Probleme mit der Komplexität und Uneinheitlichkeit der verschiedensten Körperphänomene, die allerdings erst bei genauem und tiefem Einblick in die Eigenheit medizinischer Phänomene deutlich werden. Wie es der Mediziner und Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck am Beispiel der Unterscheidung von Krankheit und Gesundheit in der Medizin ausgedrückt hat: „Während der Naturwissenschaftler typische, normale Phänomene sucht, studiert der Arzt gerade die nichttypischen, nicht normalen, krankhaften Phänomene. Und dabei trifft er auf diesem Weg sofort auf einen gewaltigen Reichtum und Individualität dieser Phänomene, die die Vielheit ohne klare, abgegrenzte Einheiten begleiten, voller Übergangs- und Grenzzustände.“ Der Fall Pechstein kann hier als Veranschaulichung dienen – denn wie sich herausgestellt hat könnte die Annahme einer seltenen Krankheit tatsächlich eine plausible Erklärung für die abweichenden Blutwerte sein, die zunächst den Doping-Alarm auslösten.

3. Annahme: Wirtschaftlich und kulturell bedingte Unterschiede spielen keine Rolle.

Einerseits ist das natürlich eine wichtige Voraussetzung für Fairness (sonst hätte man es schließlich mit Diskriminierung zu tun), aber in manchen Hinsichten weist diese Annahme auch auf Fragwürdigkeiten des Fairness-Konzepts hin. Denn wie kann ein Wettkampf fair sein, in dem zwei Mannschaften gegeneinander antreten, von denen die eine durch Jahrhunderte institutionalisierter Sportorganisation und -förderung gebildet ist, während die andere die Sportart selbst noch gar nicht so lange kennt, geschweige denn über die Mittel eines umfassenden Trainingsprogramms verfügt? Ausnahmen, in denen eine wirtschaftlich schwache Newcomer-Nation Höchstleistungen erbracht hat, beweisen ebenso wenig die Fairness des Sportsystems, wie ein der Armut entkommener Neureicher ein Beweis für die Ideologie des Tellerwäschers ist, der zum Millionär werden kann.

Eine besondere Deutung der Voraussetzung des Dopingdiskurses, dass der Körper im Zentrum des Sports steht, drückt Diedrich Diederichsen in einem Interview folgendermaßen aus: [Beim Doping im

Sport handelt es sich um] „Verhältnisse, in denen man nicht eine Kompetenz, die man erworben hat, souverän einsetzt, sondern die eigene Lebendigkeit, die eigene Körperlichkeit. Verhältnisse also, in denen ich nicht meine Arbeitskraft als Kompositum aus Wissen, Können, Erlerntem und Körperkraft zu Markte trage, sondern meine Lebendigkeit und Körperlichkeit.“¹ Aus dieser Warenförmigkeit des Körpers folgt nach Diederichsen die Entäußerung des Körpers, der ursprünglich ein wesentlicher Teil der eigenen Subjektivität war: „Vorher hieß es: Es gibt ein Recht auf körperliche Unversehrtheit und körperliche Gesundheit, das hat der Staat zu gewährleisten. Was du aus dir machst, das machst du, indem du dir etwas aneignest, das extern ist, was objektivierbar ist, was nicht schon vorher zu dir gehört. Genau das ist in diesem biopolitischen Paradigma [des Dopings, P.R.] nicht mehr der Fall.“² Und weiter: „Das Prekäre daran ist das Bild vom Körper, das da gezeichnet wird: vom Körper und vom Subjekt, dessen Körper das ist. Da wird die Subjektivität ins Plasma verlagert.“ – [Das geht] „schon sehr weit in die Richtung [...], dass man davon ausgeht, dass Sportler, weil sie ihren Körper öffentlich einsetzen, jede Faser ihres Körpers öffentlich abzugeben haben. Aber das ist eine Folge der Tatsache, dass, wenn deine Lebendigkeit vermarktet ist, jeder Teil deines Körpers öffentlich ist. Er ist zur Ware geworden, und jetzt haben alle, die diese Ware kaufen, das Recht, daran herum zu fummeln und zu gucken, ob die Ware auch gut ist.“³

Wohlgemerkt, es geht nicht nur um den simplen und wohlbekanntem Umstand, dass Leute ihre Körper verkaufen – ähnliche Konstellation gibt es etwa in der Prostitution oder im Showgeschäft. Vielmehr geht es um die Entäußerung des Körpers an *Kontrolleure* und an die *Öffentlichkeit* (was so in der Prostitution höchstens am Rande stattfindet). Aus den Diederichsen-Zitaten wird allerdings nicht richtig deutlich, dass im Sport nicht direkt die Körper zur Ware werden (so wie im Organhandel oder als Dienstleistung in der Prostitution), sondern vielmehr der *Wettbewerb* als Ware gehandelt wird, wobei die *Fairness* die Qualität des Wettbewerbs direkt bestimmt. Einen offensichtlich unfairen Wettbewerb will möglicherweise niemand sehen und niemand ist bereit darin zu investieren (was übrigens so scheinbar auch nicht stimmt, da punktuelle Dopingskandale gar nicht unbedingt das Interesse am jeweiligen Sportereignis mindern).

Dopingkontrolle soll also die Qualität des Wettbewerbs der Körper sichern, und um diese Qualität sicherzustellen muss die Verfügung des Sporttreibenden über seinen *eigenen* Körper stark begrenzt werden. Die Kontrolle des eigenen Körper muss an institutionalisierte Kontrolleure abgegeben werden.

Dieser Zusammenhang verdeutlicht nun doch die tiefere Bedeutung von Hartings Aussage, der Sport komme ohne Körper aus: Wenn der Sporttreibende seinen Körper zur öffentlichen Begutachtung an

¹ Diederich Diederichsen: „Full of Oneself“, in: Rolf-Günther Schulze / Martin Krauss (Hg.): *Wer macht den Sport kaputt?*, S. 99-120, 107f.

² Ebd., 109.

³ Ebd., 110.

Andere abgibt – was bleibt ihm dann noch, was macht seine Subjektivität aus, wenn nicht sein Geist, seine mentalen Eigenschaften? Ihm bleibt gar nichts anderes übrig, als seine Subjektivität trotzig in den Bereich des Mentalen zurückzuverlegen, wo man sie ihm nicht wegnehmen kann, wo er die Kontrolle über sich selbst zurückgewinnt. Der gute alte Körper-Geist-Dualismus verhilft hier zu einem sicheren Ausweg: Die Enteignung des eigenen Körpers führt zum Rückzug ins private, unveräußerliche Mentale, das dann als höchste, über dem Körper stehende Instanz individuelle Leistungen überhaupt erst hervorzubringen vermag. Sport wird damit über den Umweg der Einschränkung des Körper zu einer im Grunde vergeistigten Tätigkeit, weil die Sportler nur auf diese Art *sich selbst* darin wiederfinden können.

An diesem Zusammenhang wird die ganze Widersprüchlichkeit der totalen Dopingkontrolle im Sport deutlich: Sport als anspruchsvoller tätiger Körperausdruck, der früher körperlich-mentale Einheitserfahrung zu stiften vermochte, steht nun unter der Bedingung der totalen Verfügbarmachung, Entindividualisierung und Entsubjektivierung des Körpers. Die Einheitserfahrung geht verloren, es bleibt nur 90% Mentales und ein Rest Kopfsache.

Auf der anderen Seite kann man dieser polemisch klingenden Deutung natürlich entgegenhalten: Würde denn die Freiheit von Kontrolle, also die Erlaubnis und Ermöglichung von Doping den hier diagnostizierten Körperverlust rückgängig machen? Ist Doping der Weg zu einer gesunden Überwindung des Dualismus? So einfach ist es natürlich nicht; im übrigen reproduziert sich ja im Selbstverständnis der Sporttreibenden, das hier zum Thema gemacht wird, nur die von herrschenden Sport-Ideologen vertretene strikt szientistische Auffassung des Körpers als total verfügbare, materiell-biologische Grundlage des Sports.

Der Körper-Geist-Dualismus ist meines Erachtens auch nicht einfach als falsche Philosophie aufzufassen, die es aus rationalen Gründen zu überwinden gilt, sondern vielmehr als Denkmuster, das in ganz praktischen Kontexten auf Mechanismen hinweist, die gewisse Entfremdungserfahrungen produzieren.⁴ Genau diesen Ansatz habe ich versucht hier zu verfolgen: Die Aussage Hartings, dass Sport im wesentlichen eine mentale Angelegenheit ist – oder dass „Sport ohne Körper“ auskommt – ist insofern Ausdruck einer Entfremdungserfahrung und vermag insofern auf das skizzierte tieferliegende Problem hinzuweisen.

Es geht also zuletzt um ein Verständnis der Konsequenzen einer weitgehenden Kontrolle, die sich repressiver Mittel bedient. Das ist nicht sofort gleich zu setzen mit einem Plädoyer für die Legalisierung und Akzeptanz von Doping. Aber es eröffnet vielleicht eine Perspektive, aus der manche Probleme erst

⁴ Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass unabhängig von diesen praktischen Kontexten oder von philosophisch-theoretischen Ziel- und Zwecksetzungen eine Beurteilung der Dualismus/Monismus-Gegenüberstellung in der Philosophie des Geistes gar keinen Sinn macht, einfach weil sie dann keine Rolle mehr spielt (bzw. spielen kann).

in den Blick geraten, sich deutlicher darstellen und besser verständlich machen lassen.